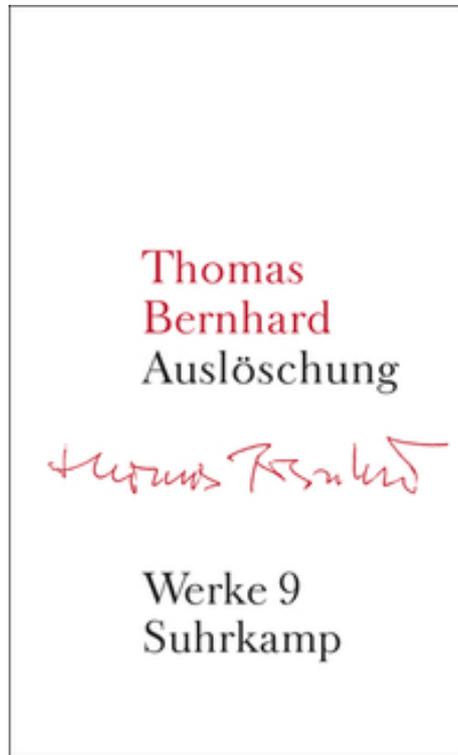


Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Bernhard, Thomas  
**Werke in 22 Bänden**

Band 9: Auslöschung  
Herausgegeben von Hans Höller

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-41509-2



# Thomas Bernhard

## Werke

Herausgegeben von  
Martin Huber und  
Wendelin Schmidt-Dengler  
Band 9

# Thomas Bernhard

# Auslöschung

Herausgegeben von  
Hans Höller

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2009

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1986, 2009  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des  
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und  
Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm  
oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: pagina GmbH, Tübingen

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-41509-2

# Auslöschung

Ein Zerfall

Ich fühle, wie der Tod mich beständig in seinen Klauen hat. Wie ich mich auch verhalte, er ist überall da.

*Montaigne*

Nach der Unterredung mit meinem Schüler Gambetti, mit welchem ich mich am Neunundzwanzigsten auf dem Pincio getroffen habe, schreibt Murau, Franz-Josef, um die Mai-Termine für den Unterricht zu vereinbaren und von dessen hoher Intelligenz ich auch jetzt nach meiner Rückkehr aus Wolfsegg überrascht, ja in einer derart erfrischenden Weise begeistert gewesen bin, daß ich ganz gegen meine Gewohnheit, gleich durch die Via Condotti auf die Piazza Minerva zu gehen, auch in dem Gedanken, tatsächlich schon lange in Rom und nicht mehr in Österreich zuhause zu sein, in eine zunehmend heitere Stimmung versetzt, über die Flaminia und die Piazza del Popolo, den ganzen Corso entlang in meine Wohnung gegangen bin, erhielt ich gegen zwei Uhr mittag das Telegramm, in welchem mir der Tod meiner Eltern und meines Bruders Johannes mitgeteilt wurde. *Eltern und Johannes tödlich verunglückt. Caecilia, Amalia.* Das Telegramm in Händen, trat ich ruhig und mit klarem Kopf an das Fenster meines Arbeitszimmers und schaute auf die vollkommen menschenleere Piazza Minerva hinunter. Ich hatte Gambetti fünf Bücher gegeben, von welchen ich überzeugt gewesen bin, daß sie ihm für die nächsten Wochen nützlich und notwendig sein werden, und ihm aufgetragen, diese fünf Bücher auf das aufmerksamste und mit der in seinem Falle gebotenen Langsamkeit zu studieren: *Siebentkäs* von Jean Paul, *Der Prozeß* von Franz Kafka, *Amras* von Thomas Bernhard, *Die Portugiesin* von Musil, *Esch oder Die Anarchie* von Broch und dachte jetzt, nachdem ich das Fenster geöffnet hatte, um besser atmen zu können, daß meine Entscheidung richtig gewesen war, Gambetti gerade diese fünf Bücher zu geben und keine andern, weil sie im Laufe unseres Unterrichts ihm immer wichtiger sein werden, daß ich ganz unauffällig die Andeutung gemacht habe, mich das nächste Mal mit ihm über die *Wahlverwandtschaften* und nicht über *Die Welt als Wille und Vorstellung*

auseinanderzusetzen. Mit Gambetti zu sprechen, war mir auch an diesem Tag wieder ein großes Vergnügen gewesen nach den mühevollen, schwerfälligen, nur auf die alltäglichen ganz und gar privaten und primitiven Bedürfnisse beschränkten Unterhaltungen mit der Familie in Wolfsegg. Die deutschen Wörter hängen wie Bleigewichte an der deutschen Sprache, sagte ich zu Gambetti, und drücken in jedem Fall den Geist auf eine diesem Geist schädliche Ebene. Das deutsche Denken wie das deutsche Sprechen erlahmen sehr schnell unter der menschenunwürdigen Last seiner Sprache, die alles Gedachte, noch bevor es überhaupt ausgesprochen wird, unterdrückt; unter der deutschen Sprache habe sich das deutsche Denken nur schwer entwickeln und niemals zur Gänze entfalten können im Gegensatz zum romanischen Denken unter den romanischen Sprachen, wie die Geschichte der jahrhundertelangen Bemühungen der Deutschen beweise. Obwohl ich das Spanische, wahrscheinlich, weil es mir vertrauter ist, höher schätze, gab mir doch Gambetti an diesem Vormittag wieder eine wertvolle Lektion der Mühelosigkeit und Leichtigkeit und *Unendlichkeit* des Italienischen, das zum Deutschen in demselben Verhältnis stehe, wie ein völlig frei aufgewachsenes Kind aus wohlhabendem und glücklichem Hause zu einem unterdrückten, geschlagenen und dadurch *verschlagenen* aus dem armen und ärmsten. Um wie vieles höher also, sagte ich zu Gambetti, seien die Leistungen *unserer* Philosophen und Schriftsteller einzuschätzen. Jedes Wort, sagte ich, zieht unweigerlich ihr Denken herunter, jeder Satz drückt, gleich was sie sich zu denken getraut haben, zu Boden und drückt dadurch immer *alles* zu Boden. Deshalb sei auch ihre Philosophie und sei auch, was sie dichten, wie aus Blei. Plötzlich habe ich Gambetti einen Schopenhauerschen Satz aus der *Welt als Wille und Vorstellung* zuerst auf Deutsch, dann auf Italienisch vorgesprochen und ihm, Gambetti, zu beweisen versucht, wie schwer sich die Waagschale auf der mit meiner linken Hand vorgetäuschten deutschen Waag-

schale senkte, während sie sozusagen auf der italienischen mit meiner rechten Hand in die Höhe schnellte. Zu meinem und zu Gambettis Vergnügen sagte ich mehrere Schopenhauersche Sätze zuerst in Deutsch, dann in meiner eigenen italienischen Übersetzung und legte sie sozusagen für alle Welt, aber vor allem für Gambetti, deutlich sichtbar auf die Waagschale meiner Hände und entwickelte daraus mit der Zeit ein von mir auf die Spitze getriebenes Spiel, das schließlich mit Hegelsätzen und mit einem Kantaphorismus endete. Leider, sagte ich zu Gambetti, sind die schweren Wörter nicht immer die gewichtigsten, wie die schweren Sätze nicht immer die gewichtigsten sind. Mein Spiel hatte mich bald erschöpft. Vor dem Hotel Hassler stehengeblieben, gab ich Gambetti einen kurzen Bericht von meiner Wolfs-eggreise, der mir selbst am Ende zu ausführlich, ja tatsächlich zu geschwätzig gewesen ist. Ich hatte versucht, ihm gegenüber einen Vergleich anzustellen zwischen unseren beiden Familien, das deutsche Element der meinigen dem italienischen der seinigen entgegenzusetzen, aber ich spielte letzten Endes doch nur die meinige gegen die seinige aus, was meinen Bericht verzerren und Gambetti, anstatt aufklärend belehren, auf unangenehme Weise stören mußte. Gambetti ist ein guter Zuhörer und er hat ein sehr feines, durch mich geschultes Ohr für den Wahrheitsgehalt und für die Folgerichtigkeit eines Vortrags. Gambetti ist mein Schüler, umgekehrt bin ich selbst der Schüler Gambettis. Ich lerne von Gambetti wenigstens ebenso viel, wie Gambetti von mir. Unser Verhältnis ist das ideale, denn einmal bin ich der Lehrer Gambettis und er ist mein Schüler, dann wieder ist Gambetti mein Lehrer und ich bin sein Schüler, und sehr oft ist es der Fall, daß wir beide nicht wissen, ist jetzt Gambetti der Schüler und bin ich der Lehrer oder umgekehrt. Dann ist unser *Idealzustand* eingetreten. Offiziell bin ich aber immer der Lehrer Gambettis, und ich werde für meine Lehrtätigkeit von Gambetti, genau gesagt, von Gambettis wohlhabendem Vater, bezahlt. Zwei Tage nach der Rück-

kehr von der Hochzeit meiner Schwester Caecilia mit dem Weinflaschenstöpselabrikanten aus Freiburg, ihrem Mann, meinem jetzigen Schwager, muß ich die erst am Vortag ausgepackte Reisetasche, die ich noch gar nicht weggeräumt und auf dem Sessel neben meinem Schreibtisch liegen gelassen habe, wieder einpacken und in das mir in den letzten Jahren tatsächlich alles in allem mehr oder weniger widerwärtig gewordene Wolfsegg zurück, dachte ich, noch immer vom offenen Fenster aus auf die menschenleere Piazza Minerva hinunterschauend, und der Anlaß ist jetzt kein lächerlicher und grotesker, sondern der furchtbare. Anstatt mich mit Gambetti über den *Siebenkäs* und über die *Portugiesin* zu unterhalten, werde ich mich meinen in Wolfsegg auf mich wartenden Schwestern ausliefern müssen, sagte ich mir, anstatt mit Gambetti über die *Wahlverwandtschaften*, werde ich mit meinen Schwestern über das Begräbnis der Eltern und des Bruders und deren Hinterlassenschaft reden müssen. Anstatt mit Gambetti auf dem Pincio hin und her, werde ich auf das Bürgermeisteramt und auf den Friedhof und in den Pfarrhof zu gehen haben und mich mit meinen Schwestern über die Begräbnisformalitäten streiten. Während ich die Wäschestücke, die ich erst am Vorabend ausgepackt hatte, wieder einpackte, versuchte ich mir die Konsequenzen klar zu machen, die der Tod der Eltern und der Tod des Bruders nach sich ziehen werden, ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Aber ich war mir naturgemäß doch der Tatsache bewußt, was der Tod dieser drei mir wenigstens auf dem Papier am nächsten stehenden Menschen jetzt von mir forderte: meine ganze Kraft, meine ganze Willensstärke. Die Ruhe, mit welcher ich nach und nach die Tasche mit meinen Reisenotwendigkeiten vollgestopft, gleichzeitig meine durch dieses zweifellos fürchterliche Unglück erschütterte unmittelbare Zukunft schon in Rechnung gestellt hatte, war mir erst lange, nachdem ich die Tasche wieder zugemacht hatte, unheimlich gewesen. Die Frage, ob ich meine Eltern und meinen Bruder geliebt

und sogleich mit dem Wort *natürlich* abgewehrt hatte, blieb nicht nur im Grunde, sondern tatsächlich unbeantwortet. Ich hatte schon lange weder zu meinen Eltern, noch zu meinem Bruder ein sogenanntes gutes, nurmehr noch ein gespanntes, in den letzten Jahren nurmehr noch ein gleichgültiges Verhältnis. Ich wollte von Wolfsegg und also auch von ihnen schon lange nichts wissen, umgekehrt sie nichts von mir, das ist die Wahrheit. Von diesem Bewußtsein war unser gegenseitiges Verhältnis nurmehr noch auf eine mehr oder weniger existenznotwendige Grundlage gestellt gewesen. Ich dachte, die Eltern haben dich vor zwanzig Jahren nicht nur aus Wolfsegg, an das sie dich lebenslänglich ketten wollten, sondern auch gleich aus ihren Gefühlen entlassen. Der Bruder neidete mir in diesen zwanzig Jahren unausgesetzt mein Fortgehen, meine *größtenwahnsinnige Selbständigkeit*, wie er sich mir gegenüber einmal ausdrückte, die *rücksichtslose Freiheit*, und haßte mich. Die Schwestern waren in ihrem Argwohn mir gegenüber immer weiter gegangen, als es zwischen Geschwistern erlaubt ist, sie verfolgten mich von dem Zeitpunkt an, in welchem ich Wolfsegg und damit auch ihnen den Rücken gekehrt habe, auch mit Haß. Das ist die Wahrheit. Ich hob die Tasche auf, sie war, wie immer, zu schwer, ich dachte, daß sie im Grunde völlig überflüssig ist, denn ich habe in Wolfsegg alles. Wozu schleppe ich die Tasche mit? Ich beschloß, ohne Tasche nach Wolfsegg zu reisen, und packte das Eingepackte wieder aus und verstaute es nacheinander im Kasten. Wir lieben naturgemäß unsere Eltern und genauso naturgemäß unsere Geschwister, dachte ich, wieder am Fenster stehend und auf die Piazza Minerva hinunterschauend, die noch immer menschenleer war, und bemerken nicht, daß wir sie von einem bestimmten Augenblick an hassen, gegen unseren Willen, aber auf dieselbe natürliche Weise, wie wir sie vorher geliebt haben aus allen diesen Gründen, die uns erst Jahre, oft auch erst Jahrzehnte später, bewußt geworden sind. Den genauen Zeitpunkt, in welchem wir die

Eltern und die Geschwister nicht mehr lieben, sondern hasen, können wir nicht mehr bezeichnen und wir bemühen uns auch nicht mehr, den genauen Zeitpunkt ausfindig zu machen, weil wir im Grunde Angst haben davor. Wer die Seinigen gegen deren Willen verläßt und noch dazu auf die unerbittlichste Weise, wie ich es getan habe, muß mit ihrem Haß rechnen und je größer zuerst ihre Liebe zu uns gewesen ist, desto größer ist, wenn wir wahrgemacht haben, was wir geschworen haben, ihr Haß. Ich habe Jahrzehnte unter ihrem Haß gelitten, sagte ich mir jetzt, aber ich leide schon jahrelang nicht mehr darunter, ich habe mich an ihren Haß gewöhnt und er verletzt mich nicht mehr. Und unweigerlich hat ihr Haß gegen mich meinen Haß gegen sie hervorgerufen. Auch sie litten in den letzten Jahren nicht mehr unter meinem Haß. Sie verachteten *ihren Römer*, wie ich sie als *die Wolfsegger* verachtete, und sie dachten im Grunde überhaupt nicht mehr an mich, wie ich die meiste Zeit überhaupt nicht mehr an sie dachte. Sie hatten mich immer nur einen *Scharlatan* und *Schwätzer* genannt, einen sie und die ganze Welt ausnützenden Parasiten. Ich hatte für sie nur das Wort *Dummköpfe* zur Verfügung. Ihr Tod, es kann nur ein Autounfall sein, sagte ich mir, ändert an dieser Tatsache nichts. Ich hatte keinerlei Sentimentalität zu fürchten. Mir zitterten nicht einmal die Hände beim Lesen des Telegramms und mein Körper bebte nicht einen Augenblick. Ich werde Gambetti Mitteilung davon machen, daß meine Eltern und mein Bruder tot sind und daß ich ein paar Tage mit dem Unterricht aussetzen muß, dachte ich, nur ein paar Tage, denn länger als nur ein paar Tage werde ich mich nicht in Wolfsegg aufhalten; eine Woche wird genug sein, selbst bei sich unvorhergesehen komplizierenden Formalitäten. Einen Augenblick habe ich daran gedacht, Gambetti mitzunehmen, weil ich Angst hatte vor der Übermacht der Wolfsegger und ich wenigstens einen Menschen an meiner Seite haben wollte, mit welchem ich mich gegen den Wolfsegger Ansturm zu wehren in der Lage sei, *einen mir ent-*

*sprechenden Menschen* und Partner in verzweifelter, möglicherweise aussichtsloser Lage, aber ich gab diesen Gedanken gleich wieder auf, weil ich Gambetti die Konfrontation mit Wolfsegg ersparen wollte. Dann würde er sehen, daß alles das, das ich ihm in den letzten Jahren über Wolfsegg gesagt habe, harmlos sei gegenüber der Wahrheit und der Wirklichkeit, die er zu sehen bekommt, dachte ich. Einmal dachte ich, ich nehme Gambetti mit, einmal, ich nehme ihn nicht mit. Ich entschied mich am Ende, ihn nicht mitzunehmen. Mit Gambetti mache ich in Wolfsegg auch zu viel und ein, mir doch alles in allem wahrscheinlich widerwärtiges sensationelles Aufsehen, dachte ich. Einen Menschen wie Gambetti verstehen sie in Wolfsegg schon gar nicht. Schon ganz und gar harmlosen Fremden sind sie in Wolfsegg immer nur mit Abscheu und Haß begegnet, alles Fremde haben sie immer abgelehnt, sich niemals mit etwas Fremdem oder mit einem Fremden von einem Augenblick auf den andern, wie es meine Gewohnheit ist, *eingelassen*. Gambetti nach Wolfsegg mitzunehmen, bedeutete, Gambetti ganz bewußt vor den Kopf zu stoßen und ihn letzten Endes zutiefst verletzen. Ich selbst bin kaum in der Lage, mit Wolfsegg fertig zu werden, geschweige denn ein Mensch und ein Charakter wie Gambetti. Die Konfrontation Gambettis mit Wolfsegg könnte tatsächlich in eine Katastrophe führen, dachte ich, deren entscheidendes Opfer dann niemand anderer wäre als Gambetti selbst. Ich hätte Gambetti ja schon früher einmal nach Wolfsegg mitnehmen können, dachte ich, aus gutem Grund unterließ ich es aber immer, obwohl ich mir sehr oft sagte, daß es ja nicht nur für mich nützlich sein könnte, mit Gambetti nach Wolfsegg zu reisen, sondern auch für Gambetti selbst. Meine Berichte über Wolfsegg hätten so, durch den persönlichen Augenschein Gambettis, eine ihm gegenüber durch nichts sonst erreichte Authentizität. Ich kenne Gambetti jetzt fünfzehn Jahre und ich habe ihn nicht ein einziges Mal nach Wolfsegg mitgenommen, dachte ich. Möglicherweise denkt Gam-

betti über diese Tatsache anders als ich, sagte ich mir jetzt, auf Grund der Ungewöhnlichkeit, die es naturgemäß ist, einen Menschen, mit welchem ich fünfzehn Jahre einen mehr oder weniger vertrauten Umgang pflege, nicht ein einziges Mal in diesen fünfzehn Jahren in jenen Ort einzuladen und mitzunehmen, der mein Ursprungsort ist. Warum tatsächlich habe ich diese ganzen langen fünfzehn Jahre Gambetti nicht *in die heimatlichen Karten* schauen lassen? dachte ich. Weil ich immer Angst davor gehabt habe und noch immer Angst davor habe. Weil ich mich schützen will gegen sein Wissen über Wolfsegg und also gegen sein Wissen über meine Herkunft einerseits, weil ich selbst *ihn* schützen will gegen ein solches Wissen, das möglicherweise doch nur eine verheerende Wirkung auf ihn ausüben kann. Ich wollte Gambetti in diesen fünfzehn Jahren unseres Verhältnisses niemals Wolfsegg aussetzen. Obwohl es mir immer wieder das angenehmste gewesen wäre, nicht allein, sondern in Begleitung Gambettis nach Wolfsegg zu reisen und mit Gambetti meine Wolfsegger Tage zu verbringen, habe ich mich immer geweigert, Gambetti mitzunehmen. Natürlich wäre Gambetti jederzeit mit nach Wolfsegg gekommen. Er wartete ja immer auf meine Einladung. Aber ich lud ihn nicht ein. Ein Begräbnis ist nicht nur ein trauriger, sondern auch ein ganz und gar widerwärtiger Anlaß, sagte ich mir jetzt, gerade zu diesem Anlaß werde ich Gambetti nicht auffordern, mit mir nach Wolfsegg zu kommen. Ich werde ihm Mitteilung davon machen, daß meine Eltern tot sind, ohne daß ich die Bestätigung habe, werde ich sagen, daß sie bei einem Autounfall umgekommen sind mit meinem Bruder, aber ich werde nicht mit einem Wort sagen, daß er mitkommen soll. Noch vor zwei Wochen, bevor ich nach Wolfsegg zur Hochzeit meiner Schwester gefahren bin, habe ich Gambetti gegenüber mit der größten Roheit über meine Eltern gesprochen und meinen Bruder einen mehr oder weniger schlechten Charakter und einen unbelehrbaren Dummkopf genannt. Wolfsegg beschrieben als

einen Hort des Stumpfsinns. Das grauenhafte Klima, das in der Gegend von Wolfsegg immer geherrscht und immer alles beherrscht hat, auf die Menschen übertragen, die in Wolfsegg zu leben oder besser noch, zu existieren gezwungen seien und wie dieses Klima von einer geradezu menschenvernichtenden Rücksichtslosigkeit sind. Aber ich habe dabei auch die absoluten Vorzüge von Wolfsegg erwähnt, die schönen Herbsttage, die von mir wie keine zweite geliebte Winterkälte und Winterstille in den umliegenden Wäldern und Tälern. Daß dort zwar eine rücksichtslose, aber auch durch und durch klare und großartige Natur sei. Daß diese durch und durch klare und großartige Natur aber von den Menschen, die sie bewohnen, gar nicht mehr zur Kenntnis genommen werde, weil sie in ihrem Stumpfsinn dazu nicht mehr imstande sind. Gäbe es die Meinigen nicht und nur die Mauern, in welchen sie leben, hatte ich damals zu Gambetti gesagt, ich müßte Wolfsegg als den Glücksfall eines Ortes für mich empfinden, denn er sei wie kein zweiter meinem Geiste entsprechend. *Aber ich kann die Meinigen ja nicht, weil ich es will, abschaffen*, hatte ich gesagt. Deutlich höre ich mich diesen Satz sprechen und die Furchtbarkeit, die er jetzt durch den tatsächlichen Tod meiner Eltern und meines Bruders in sich hatte, ließ mich diesen Satz, noch immer am Fenster stehend und auf die Piazza Minerva hinunterschauend, noch einmal laut aussprechen. Da ich den damals Gambetti gegenüber mit der größten Abneigung gegen die Betroffenen ausgesprochenen Satz *Aber ich kann die Meinigen ja nicht, weil ich es will, abschaffen*, jetzt ziemlich laut und geradezu mit einem theatralischen Effekt wiederholte, so, als sei ich ein Schauspieler, der den Satz zu proben hat, weil er ihn vor einem größeren öffentlichen Auditorium vorzutragen hat, entschärfte ich ihn augenblicklich. Er war auf einmal nicht mehr vernichtend. Dieser Satz *Aber ich kann die Meinigen ja nicht, weil ich es will, abschaffen*, hatte sich jedoch bald wieder in den Vordergrund gedrängt und beherrschte mich.

Ich bemühte mich, ihn zum Verstummen zu bringen, aber er ließ sich nicht abwürgen. Ich sagte ihn nicht nur, ich plapperte ihn mehrere Male vor mich hin, um ihn lächerlich zu machen, aber er war nach meinen Versuchen, ihn abzuwürgen und lächerlich zu machen, nur noch bedrohlicher. Er hatte auf einmal das Gewicht, das noch kein Satz von mir gehabt hat. Mit diesem Satz kannst du es nicht aufnehmen, sagte ich mir, mit diesem Satz wirst du leben müssen. Diese Feststellung führte urplötzlich zu einer Beruhigung meiner Situation. Ich sprach den Satz *Aber ich kann die Meinigen ja nicht, weil ich es will, abschaffen*, jetzt noch einmal so aus, wie ich ihn Gambetti gegenüber ausgesprochen hatte. Jetzt hatte er dieselbe Bedeutung wie damals Gambetti gegenüber. Auf der Piazza Minerva war, außer Tauben, kein Leben. Plötzlich war mir kalt und ich schloß das Fenster. Ich setzte mich an den Schreibtisch. Auf meinem Schreibtisch lag noch die Post, darunter ein Brief Eisenbergs, ein Brief Spadolinis, des Erzbischofs und *Liebhavers* meiner Mutter, und ein Zettel Marias. Die Einladungen der verschiedenen römischen Kulturinstitute und auch alle anderen privaten Einladungen habe ich sofort in den Papierkorb geworfen, auch ein paar Briefe, die sich mir schon nach der oberflächlichsten Betrachtung als Droh- oder Bettelbriefe herausgestellt hatten, von Leuten, die entweder von mir Geld oder Aufklärung darüber haben wollten, was wirklich ich mit meiner Denk- und Lebensweise zu bezwecken beabsichtigte, die sich auf ein paar Zeitungsartikel beziehen, die ich in letzter Zeit veröffentlicht habe und die diesen Leuten nicht passen, weil sie naturgemäß gegen alle diese Leute gedacht und geschrieben sind, natürlich Briefe aus Österreich, von Leuten geschrieben, die mich bis nach Rom mit ihrem Haß verfolgen. Seit Jahren bekomme ich diese Briefe, die durchaus nicht, wie ich zuerst geglaubt hatte, von Verrückten geschrieben sind, sondern von tatsächlich mündigen, juristisch einwandfreien Personen sozusagen, die mir für meine Veröffentlichungen in den verschiedensten Zei-

tungen und Zeitschriften nicht nur in Frankfurt und Hamburg, auch in Mailand und Rom, unter anderem meine Verfolgung und Tötung androhen. Ich ziehe Österreich andauernd in den Schmutz, sagen diese Leute, die Heimat mache ich auf die unverschämteste Weise herunter, ich unterstellte den Österreichern eine gemeine und niederträchtige katholisch-nationalsozialistische Gesinnung wann und wo ich nur könne, wo es in Wahrheit diese gemeine und niederträchtige katholisch-nationalsozialistische Gesinnung in Österreich gar nicht gäbe, wie diese Leute schreiben. Österreich sei nicht gemein und es sei nicht niederträchtig, es sei *immer nur schön* gewesen, schreiben diese Leute, und das österreichische Volk sei ein ehrbares. Diese Briefe habe ich immer sofort weggeworfen, auch heute früh. Behalten habe ich nur Eisenbergs Brief, die Einladung meines Studienfreundes, des jetzigen Wiener Rabbiners, zu einem Treffen in Venedig, wo er Ende Mai zu tun habe, wie er schreibt, und mit mir in das *Teatro Fenice* zu gehen beabsichtige, nicht wie vor einem Jahr, wie er schreibt, in *so etwas wie Strawinskis Geschichte vom Soldaten*, sondern in Monteverdis *Tancredo*. Eisenbergs Einladung nehme ich selbstverständlich an, ich werde ihm sofort antworten, dachte ich, aber *sofort* bedeutet, *nach meiner Rückkehr aus Wolfs-egg*. Mit Eisenberg durch Venedig zu gehen ist mir immer ein großes Vergnügen gewesen, dachte ich, überhaupt mit Eisenberg zusammen zu sein. Kommt er nach Italien, und sei es auch nur nach Venedig auf ein paar Tage, kündigt er es an, dachte ich, lädt er mich ein und immer auf ein, wie er selbst sagt, *hochkünstlerisches Vergnügen*, zweifellos ist der *Tancredo* im Fenice ein solches, dachte ich. Ein Belegexemplar des *Corriere della Sera* hatten sie mir zugeschickt, in welchem mein kurzer Aufsatz über Leoš Janáček abgedruckt ist. Ich machte die Zeitung voller Erwartung auf, aber mein Aufsatz war erstens nicht an hervorragender Stelle plaziert, was mich gleich verstimmt hat, zweitens entdeckte ich in ihm schon beim ersten kurzen Durchlesen eine

Reihe von unverzeihlichen Druckfehlern, also das Fürchterlichste, das mir passieren kann. Ich warf den *Corriere* weg und las noch einmal, was mir Maria auf den Zettel geschrieben hat, den sie in meinen Briefkasten geworfen hat. Meine große Dichterin schreibt, daß sie Samstag abend mit mir essen gehen will, *mit dir allein*, sie habe im übrigen neue Gedichte geschrieben, *für dich*, wie sie schreibt. Meine große Dichterin ist in letzter Zeit recht produktiv, dachte ich und ich zog die Lade heraus, in der ich ein paar Fotografien meiner Familie verwahrt hatte. Ich betrachtete eindringlich die Fotografie, auf welcher meine Eltern gerade auf dem Victoriabahnhof in London den Zug nach Dover besteigen. Ich hatte die Fotografie von ihnen gemacht, ohne ihr Wissen. Sie hatten mich, der ich neunzehnhundertsechzig in London studiert habe, besucht und waren nach einem vierzehntägigen Englandaufenthalt, der sie bis nach Glasgow und Bristol geführt hatte, nach Paris gereist, wo sie von meinen Schwestern erwartet worden waren, die ihrerseits von Cannes aus, wo sie unseren Onkel Georg besuchten, nach Paris gekommen waren, um meine Eltern zu treffen. Neunzehnhundertsechzig hatte ich durchaus noch ein wenigstens erträgliches Verhältnis zu meinen Eltern gehabt, dachte ich. Ich hatte gewünscht, in England zu studieren, und sie hatten sich nicht im geringsten dagegen gestellt, weil sie annehmen mußten, ich werde nach meinem Studium in England nach Wien zurückkehren und schließlich nach Wolfsegg, um ihren Wunsch, zusammen mit meinem Bruder Wolfsegg zu lenken und zu betreiben, zu erfüllen. Aber ich hatte schon damals nicht die Absicht gehabt, nach Wolfsegg zurückzukehren, ich war tatsächlich nur mit dem einzigen Gedanken aus Wolfsegg nach England und nach London gegangen, niemehr nach Wolfsegg zurückzukommen. Ich haßte die Landwirtschaft, die Leidenschaft meines Vaters und meines Bruders. Ich haßte alles, das mit Wolfsegg zusammenhing, denn es war in ihm immer nur auf den wirtschaftlichen Vorteil für die Familie angekommen, auf

nichts sonst. In Wolfsegg hatten sie, solange es besteht und in den Händen meiner Familie gewesen ist, für nichts anderes etwas übrig gehabt, als für seine Wirtschaftlichkeit und wie mit der Zeit ein immer noch größerer Gewinn aus seinen Produktionsstätten, also aus seiner Landwirtschaft, die immerhin auch heute noch zwölftausend Hektar umfaßt, und aus den Bergwerken herauszuschlagen ist. Sie hatten nichts anderes im Kopf als die Ausbeutung ihres Besitzes. Sie heuchelten zwar immer, auch etwas anderes zu betreiben als nur ihre wirtschaftliche Gewinnsucht, daß sie für Kultur, ja sogar für die Künste etwas übrig hätten, aber die Wirklichkeit war schon immer eine deprimierende und beschämende gewesen. Sie hatten zwar Tausende von Büchern in den Bibliotheken in Wolfsegg, das fünf Bibliotheken beherbergt, und diese Bücher in absurder Regelmäßigkeit drei- oder viermal jährlich abgestaubt, aber sie hatten diese Bücher aus diesen ihren Bibliotheken niemals gelesen. Sie hielten die Bibliotheken immer auf Hochglanz, damit sie sie, ohne sich schämen zu müssen, ihren Besuchern vorzeigen und vor diesen Besuchern prahlen und ihre gedruckten Kostbarkeiten herzeigen konnten, aber sie machten von allen diesen Tausenden, ja Zehntausenden von Kostbarkeiten persönlich niemals den Gebrauch, der selbstverständlich gewesen wäre. Die fünf Bibliotheken in Wolfsegg, vier im Haupthaus, eine in den Nebengebäuden, waren schon von meinen Urururgroßeltern angelegt worden, meine Eltern hatten nicht einen einzigen Band dazu angeschafft. Es heißt, unsere Bibliotheken seien zusammen ebenso kostbar wie die Stiftsbibliothek von Lambach, die weltberühmt ist. Mein Vater las kein Buch, meine Mutter blätterte nur ab und zu in alten naturwissenschaftlichen Büchern, um sich an den farbenprächtigen Stichen, die diese Bücher schmückten, zu ergötzen. Meine Schwestern betraten die Bibliotheken überhaupt nicht, es sei denn, sie zeigten sie Besuchern, die den Wunsch geäußert hatten, unsere Bibliotheken sehen zu wollen. Die Fotografie, die ich von meinen

Eltern auf dem Victoriabahnhof gemacht hatte, zeigt meine Eltern in einem Alter, in welchem sie noch Reisen gemacht haben und von keiner Krankheit gequält waren. Sie trugen gerade erst bei Burberry gekaufte Regenmäntel und hatten an ihren Armen neue, ebenso bei Burberry gekaufte Schirme hängen. Als typische Kontinentler gaben sie sich noch englischer als die Engländer und machten dadurch einen eher grotesken, denn feinen und vornehmen Eindruck und ich hatte ja jedesmal beim Anblick dieser Fotografie lachen müssen, jetzt aber war mir das Lachen darüber vergangen. Meine Mutter hatte einen etwas zu langen Hals, welcher nicht mehr als schön empfunden werden konnte und in dem Augenblick, als ich das Foto von ihr gemacht habe, streckte sie ihn, da sie gerade den Zug bestieg, noch um ein paar Zentimeter weiter als sonst vor und machte dadurch die einfache Lächerlichkeit des Bildes zu einer doppelten. Die Körperhaltung meines Vaters war immer die eines Menschen, der sein schlechtes Gewissen der ganzen Welt gegenüber nicht verbergen kann und darüber unglücklich ist. Er trug damals, als ich das Foto machte, seinen Hut etwas tiefer als sonst in der Stirn, was ihn auf meinem Foto viel unbeholfener erscheinen läßt, als er in Wirklichkeit war. Warum ich gerade dieses Foto meiner Eltern aufgehoben habe, weiß ich nicht. Eines Tages werde ich auf den Grund kommen, dachte ich. Ich legte das Foto auf den Schreibtisch und suchte nach jenem am Ufer des Wolfgangsees erst vor zwei Jahren gemachten, das meinen Bruder auf seinem Segelschiff, das er das ganze Jahr über in Sankt Wolfgang in einer Pachthütte der Fürstenberg stehen hat, zeigt. Der Mann auf dem Foto ist ein verbitterter Mensch, den das Alleinsein mit seinen Eltern ruiniert hat. Die sportliche Kleidung verdeckt nur mühselig die Krankheiten, die ihn bereits vollkommen in Besitz genommen haben. Sein Lächeln ist, wie gesagt wird, verquält und das Foto kann nur sein Bruder gemacht haben, nämlich ich. Als ich ihm eine Kopie des Fotos gegeben habe, zerriß er sie kommen-